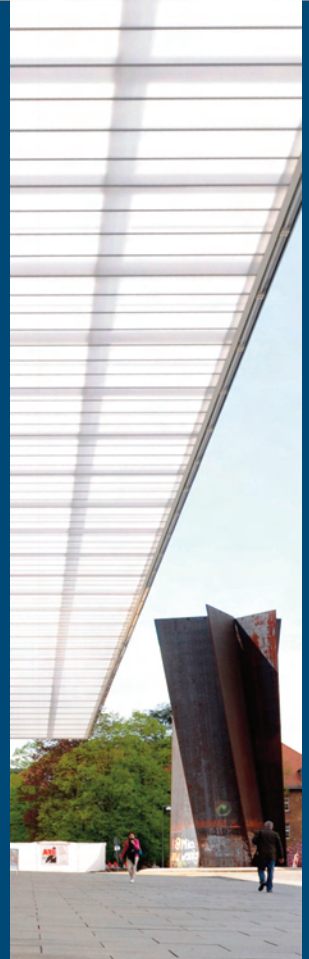


UNIVERSITÄTSREDEN 93

„Schülerin von...“
Zu Schülerschaft und Schulen
in der Kunsthistoriographie

Jubiläumsfeier
60 Jahre Institut für
Kunstgeschichte an der
Universität des Saarlandes

Festvortrag von
Prof. Dr. Heinrich Dilly



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Am 4. November 1953 zeigt Rektor Joseph-François Angelloz Ministerpräsident Johannes Hoffmann, dem französischen Botschafter Gilbert Grandval und weiteren Besuchern das Modell der vom französischen Architekten André Remonet entworfenen neuen Philosophischen Fakultät, in die dann auch das Institut für Kunstgeschichte einzog.

Jubiläumsfeier

60 Jahre Institut für Kunstgeschichte
an der Universität des Saarlandes

am
22. Juli 2011

© 2012 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses Universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

Herausgeber	Der Universitätspräsident
Redaktion	Universitätsarchiv
Vertrieb	Presse und Kommunikation der Universität des Saarlandes 66123 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-075-4
URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-941

Satztechnik: Julian Wichert
Fotos: Jörg Pütz, Oliver Dietze, Universitätsarchiv
Druck: Universitätsdruckerei

Inhalt

Einführung Prof. Dr. Henry Keazor Lehrstuhl für Kunstgeschichte	7
Grußworte	
Prof. Dr. Volker Linneweber Präsident der Universität des Saarlandes	11
Prof. Dr. Peter Riemer Dekan der Philosophischen Fakultät I – Geschichts- und Kulturwissenschaften	15
Festvortrag „Schülerin von...“ Zu Schülerschaft und Schulen in der Kunsthistoriographie Prof. Dr. Heinrich Dilly, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg	19
Bisher veröffentlichte Universitätsreden	39



Henry Keazor

Henry Keazor

Einführung

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie Sie sehen können, steht von einer Ansprache meinerseits nichts im Programm, und insofern müssen Sie sich auch auf keine längere Rede von mir an dieser Stelle gefasst machen – ich möchte einleitend nur ein paar Worte sagen und dann moderierend zu unseren tatsächlichen Rednern, dem Universitätspräsidenten, Herrn Prof. Volker Linneweber, dem Dekan unserer Fakultät, Herrn Prof. Peter Riemer, und unserem Festredner, Herrn Prof. Heinrich Dilly, überleiten.

Schaut man sich Gedichte an, die zu den runden Geburtstagen von Menschen verfasst und vorgetragen werden, so lässt sich sehr deutlich beobachten, dass dieses Alter offenbar als ein Balanceakt zwischen freudigem Noch-Wohlbefinden und bereits besorgtem Sich-Fügen in das Unvermeidliche des Alters mit all seinen Gebrechen und Einschränkungen empfunden wird. Man tröstet sich sozusagen damit, dass noch nicht alles verloren ist und macht sich mit Versen wie „Doch sei nicht traurig, du wirst seh`n,/mit Sechzig ist`s genauso schön!“ Mut.

Nun ist ein Institut kein individueller Mensch, sondern lebt stattdessen von und mit einer Vielzahl von Menschen, die es gegründet, geprägt, mit ihrem Leben und ihren Ideen erfüllt, entwickelt haben, und in solchen Maßstäben sind 60 Jahre dann ein zwar beachtliches, aber durchaus kein „hohes“ Alter.

Andererseits ist es wichtig, daran zu erinnern, dass die es beherbergende Universität selbst „erst“ vor einigen Jahren, 2008, ihren 60. Geburtstag gefeiert hat: Wichtig insofern, als dieser geringe zeitliche Abstand zwischen dem 60-jährigen Universitätsjubiläum und dem heute gefeierten Jubiläum vor Augen stellt, dass es sich bei diesem Institut um eine der ersten Gründungen handelt, die zu den Ursprungsfächern in den Fakultäten Philosophie, Jura, Naturwissenschaften und Medizin schon sehr bald, nämlich im Sommersemester 1951, hinzutrat. Und bei diesem Gebäude hier, geplant und entworfen vom Architekten André Remondet, handelt es sich auch um einen der ersten Neubauten, die zu den ursprünglichen Kasernenbauten hinzukamen. Sie

können das alles in unserer kleinen Ausstellung zur Institutsgeschichte nachlesen und anschauen, die wir anlässlich dieses Jubiläums organisiert haben. Ich möchte an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen an die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dieses Projekts, namentlich an Frau Liane Wilhelmus, Herrn Dr. Bernd Mohnhaupt, insbesondere aber an Kilian Kohn, der gegenwärtig unsere Fotothek aufarbeitet und katalogisiert und viele der dort ruhenden Schätze geborgen hat, die wir Ihnen in der Ausstellung zeigen. Diese Ausstellung wird noch bis zum 29. Juli im Vorraum der Institutsbibliothek im ersten Stock gezeigt. Übrigens wird sie dort von zwei wunderbaren Litfass-Säulen begleitet, die Frau Czymerska und Herr Pütz für die erst kürzlich zu Ende gegangene und von unserem Institut organisierte Ausstellung zur Saarbrücker Stadtgeschichte im Hauberrisser-Saal des Rathauses gestaltet haben. Diese Schau war ebenfalls maßgeblich mit Beständen unserer Fotothek bestritten worden.

Sie werden auf den Fotos der Ausstellung sehr oft den Gründungsdirektor des Instituts, Prof. Josef Adolf Schmoll genannt Eisenwerth, sehen, der diese Jubiläumsfeier heute leider nicht mehr miterleben kann, da er am 20. Dezember 2010 in München nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von 95 Jahren gestorben ist.

Wir haben den Kollegen Schmoll gen. Eisenwerth nicht nur aus Respekt vor seiner Person so oft dort abgebildet oder weil er eine durchaus fotogene Persönlichkeit war, die sich auch in Szene zu setzen wusste, oder weil er – das zeigen die Fotos – offenbar eine große Portion Humor besaß, sondern auch und vor allem, weil er dieses Institut und die Kunstgeschichte in einem Maße prägte, dass wir heute noch von ihm zehren: Nicht nur, dass auch die Gründung der besagten Fotothek auf ihn zurückgeht, (die übrigens aufgrund ihres Bestandes an fotografischen Aufnahmen lothringischer Skulptur einen geradezu legendären Ruf in der Fachwelt genießt), sondern auch die von ihm vertretenen und teilweise sogar erst durch ihn etablierten Forschungsgebiete wie das Bauhaus oder die seinerzeit in der Kunstgeschichte noch unter- bzw. sogar gering geschätzte Fotografie (ihm wurde damals warnend entgegen gehalten, dass die Beschäftigung mit solch' niederen und unkünstlerischen Themen ruf- und karriereschädigend sein würde). All dies hat inzwischen zum einen seinen Platz im Lehr- und Forschungsalltag dieses Instituts gefunden, zum anderen aber ist es uns auch ein Vorbild, genauso offen, vielseitig, kontaktfreudig und lebendig zu werden, zu sein und zu bleiben. Wir empfinden es daher als Auftrag, uns ebenso für die tradierten wie auch für die neuen Themen der Kunstgeschichte und Bildwissenschaft offen zu halten (etwas, das wir z.B. auch in unseren Lehrveranstaltungen tun, wenn wir Fotografie und Malerei, Film und Malerei, Barock und zeitgenössische Kunst zueinander in Beziehung setzen). Und ganz

in diesem Sinne wünsche ich unserem Institut für die weitere Zukunft viel von eben genau diesen Qualitäten: Offenheit, Vielseitigkeit, Kontaktfreudigkeit, Lebendigkeit auf der Ebene der Studierenden wie der Professoren und Professorinnen.

Und damit übergebe ich an den Universitätspräsidenten Prof. Linneweber – vielen Dank!



Volker Linneweber

Volker Linneweber

Grußwort

Sehr geehrte Frau Dr. Reichrath, sehr geehrte Frau Vizepräsidentin Oster-Sierle, sehr geehrter Herr Dekan Riemer, sehr geehrter Herr Keazor, verehrter Herr Festredner Dilly, meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

wir leben in einer Zeit der Ökonomisierung der Universitäten. Blicken wir in diesen Raum oder schauen wir auf den Saarbrücker oder den Homburger Campus, so spiegelt sich darin die Entwicklung dieser Universität auch in kunstgeschichtlicher Perspektive, wenn man nach Parallelitäten von Architektur und Kunst, in Formsprache und Formgebung sucht. Man erkennt beispielsweise bei einem Blick auf den hiesigen Campus, dass neben den bereits vorhandenen Kasernen als erster Neubau die Universitätsbibliothek entstand und am anderen Ende des damaligen Forums und heutigen Französischen Platzes die Philosophische Fakultät und später die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät errichtet wurden. Heute stehen auch diese Gebäude unter Denkmalschutz und werden aufwändig restauriert, von der Außenfassade bis zur inneren Ausgestaltung durchaus mit historisch interessanten Restriktionen, was die Renovierung angeht. Diese Gebäude dokumentieren anschaulich den Wiederaufbau und ökonomischen Aufbruch der 1950er und der ersten Hälfte der 1960er Jahre und die Philosophie jener Zeit. „Was schaffen wir noch bezogen auf die Zukunft, was können wir uns noch leisten, was können wir alles noch aufbauen, was können wir noch weiter entwickeln?“ Diese Phase muss Spaß gemacht haben, weil man in ihr eigentlich noch andere Aspekte lernen konnte: Was andere machen, etwas hinzuziehen, was man nicht hat, etwas entwickeln, was Potential bietet, und etwas gestalten, was eigentlich recht sorgenfrei war. Die Frage war: „Was können wir uns heute leisten?“, und die Erwartung war: „Was wir uns heute leisten, können wir uns morgen auch noch leisten.“ Diese Phase muss Spaß gemacht haben – auch in der Universitätsentwicklung. Wir sehen auch Sünden. Wir sehen in den Städten städtebauliche Sünden, wir sehen Fehlannahmen, nicht nur bei der Gestaltung der Verkehrswege. Was Universitäten angeht, was Kultur angeht, was die Re-

Etablierung von zerstörten Dingen angeht, – da herrschte eine Aufbruchstimmung. Wir müssen höllisch aufpassen, dass wir heute, vor dem Hintergrund der eingangs erwähnten Ökonomisierung, nicht all das zerstören. Wir machen uns Sorgen, teilweise auf der Grundlage von Entwicklungen von Innen, teilweise auch auf der Grundlage von Entwicklungen von Außen. Wir machen uns Sorgen, weil wir heute eine genau entgegengesetzte demographische Entwicklung haben wie in den 1950er Jahren, weil wir uns fragen: „Wie können wir gewährleisten, dass eine älter werdende Gesellschaft noch von den Jüngeren im Renten- oder Pensionsalter finanziert werden kann, und was bedeutet es, bezogen auf die Strukturentwicklung in Regionen wie unserer?“

Die Kunstgeschichte stellt aus meiner Sicht ein Fach dar, welches sich im Lauf der unterschiedlichen Entwicklungsphasen an der Universität des Saarlandes tapfer geschlagen und bemerkenswerte Leistungen erbracht hat. Herzlichen Glückwunsch dazu und ein ganz großes Dankeschön allen Akteuren, die dazu beigetragen haben. Die Kunstgeschichte stellt aber auch ein Fach dar, das wie kaum ein anderes bewiesen hat, dass die Universität sich der Gesellschaft, der Stadt, der Region öffnet, indem sie nicht nur regional relevante Bereiche – wie etwa die Glasmalereien in der Schlosskirche –, sondern auch Themen bearbeitet, die Bildungshungrige interessieren, die vielleicht irgendwann in einer späteren Lebensphase merken: „Ich habe ein Interesse an Kultur und ich möchte das ausbauen. Auch diesen Interessenten will die Universität attraktive Angebote machen. Daher bin ich sehr froh, dass wir in der Kunstgeschichte, übrigens ähnlich wie in der Musikwissenschaft, dazu beitragen, dass die Universität des Saarlandes ein Ort ist, der sich auch als „open university“ versteht. Denn in diese Richtung wollen wir auch in anderen Bereichen gehen. Wir wollen nicht nur unsere grundständig Studierenden, wir wollen uns auch anderen Adressaten gegenüber öffnen. Wir sehen gerade in diesen Disziplinen die Verbindung zu den künstlerischen Hochschulen und haben ganz bewusst die Musikwissenschaft und Kunstgeschichte nicht an diese Hochschulen verlagert, weil Schnittstellen dann nicht mehr nötig sind, wenn sie nur noch eine Seite haben.

Wir pflegen beides, wir pflegen die beiden „kleinen“ Fachrichtungen Ihrer Fakultät, Herr Dekan, in diesem Merkmal. Ich glaube, das ist eine richtige Entscheidung, und das sollten wir auch weiterhin tun. Wir sollten uns also bei der Universitätsentwicklung nicht irritieren lassen, und wir sollten bei diesen beiden Disziplinen – entschuldigen Sie, wenn ich die Musikwissenschaft hier einbeziehe, aber ich kenne ja die hervorragenden Kooperationen auch zwischen diesen beiden kleinen Fachrichtungen –, nicht den Fehler machen, dass wir bei Entwicklungen, die bundesweit in Richtung Profilierung, in Richtung Konkurrenz untereinander gehen, den hohen Wert der Vielfalt, der disziplinä-

ren Heterogenität einer Universität aus dem Auge zu verlieren. Wir dürfen nicht dahin kommen, dass nur das akzeptiert wird, was nicht irritiert, nicht stört, nicht provoziert. Im Gegenteil, wir brauchen solche Impulse, um Dialog und Diskurs an dieser Universität lebendig zu halten.

Es muss unser Ziel bleiben, dass die Universität ein Ort der Anregungen der Reflexion und natürlich auch der Widersprüche bleibt. Dazu gehört es eben, dass man eine Verschlankung, die vielleicht ansteht, nicht verwechselt mit einer Verarmung. Deshalb mein deutliches Plädoyer für die wissenschaftliche Arbeit, für Forschung und Lehre, auch in den kleinen kulturwissenschaftlichen Fachgebieten wie der Kunstgeschichte. Denn die gesellschaftliche Verantwortung, die die Universität als schließlich zu großen Teilen aus Steuermitteln bezahlte Institution hat, wird hier ganz besonders deutlich. Lassen Sie mich abschließen mit einem Blick auf genau diese Schnittstelle „Stadt“, nicht nur als Studierenden-Szene, sondern die Stadt auch als Institution, von deren Merkmalen wir alle profitieren. Ein ganz herzliches Dankeschön für Ihr Engagement, Herr Keazor, in dem Bereich Ringvorlesungen, in dem Bereich Vorlesungen in der Stadt; Frau Drawer, Ihnen ein herzliches Dankeschön, dafür dass Sie dort unsere Ansprechperson sind und dafür sorgen, dass alles immer so gut gelingt, so gut möglich ist und diesen Zuspruch erfährt. Schließlich gilt mein Dank allen, die die Kunstgeschichte hier am Ort gestalten und gestaltet haben, und auch denjenigen, die ihre Angebote nutzen und durch ihre Nachfrage ihr Interesse an der wissenschaftlichen Arbeit der Kunstgeschichte zeigen. Vielen Dank.



Peter Riemer

Peter Riemer

Grußwort

60 Jahre Kunstgeschichte im Saarland, wahrhaftig ein Grund zum Feiern. Als die Universität des Saarlandes gegründet wurde, war es selbstverständlich, dass die damalige Faculté des lettres, die Philosophische Fakultät, auch ein Institut für Kunstgeschichte bekam. Mit der Gründung wurde 1951 Josef Adolf Schmolz gen. Eisenwerth betraut, der bis zu seiner Wegberufung nach München 1966 anderthalb Jahrzehnte lang das Institut und im Übrigen auch zeitweilig als Dekan die Philosophische Fakultät leitete. Mit Wilhelm Messerer, Lorenz Dittmann und Klaus Güthlein sowie Christa Lichtenstern und nun Henry Keazor blickt die Saarbrücker Kunstgeschichte auf eine wissenschaftlich ertragreiche Zeit zurück.

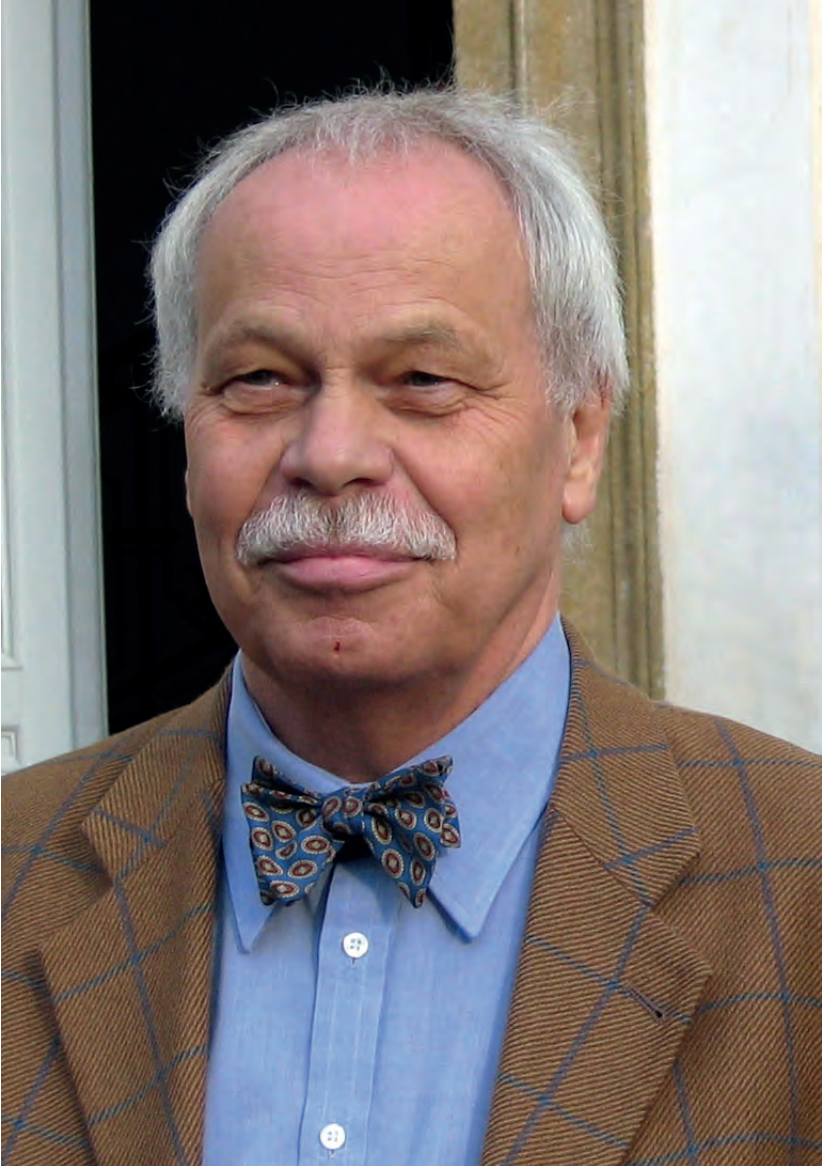
Als Mitte der 90er Jahre der große Rückschnitt der Universität vorgenommen wurde – um einmal ein Bild aus dem Gartenbau zu verwenden; Rückschnitte sollten nie der Verkümmern, sondern der Gesundung und der weiteren Entwicklung eines Gartens dienen – als eben dieser Rückschnitt anstand, war plötzlich die Kunstgeschichte in ihrer akademischen Existenz bedroht. Es sei allen, die damals für den Erhalt engagiert gekämpft haben, ja sogar auf die Straße gegangen sind, aus tiefstem Herzen gedankt. Dass bei der neuerlichen Diskussion um Sparauflagen seitens der einzelnen Fakultäten niemand auch nur im Entferntesten daran gedacht hat, der Kunstgeschichte das noch Verbliebene zu nehmen, was ja einer gänzlichen Schließung des Fachs gleichkäme, zeigt, dass es den Fachvertretern in den letzten anderthalb Jahrzehnten gelungen ist, die Unverzichtbarkeit deutlich zu machen.

Wer braucht die Kunstgeschichte? Warum ist sie wichtig? Die bildenden Künstler kommen von anderswoher. Sie sind entweder Naturtalente und bedürfen keiner Ausbildung; wenn doch, dann besuchen sie eine Kunsthochschule, etwa die Düsseldorfer oder Leipziger Akademie. Ein Künstler geht allenfalls in eine Meisterschule, aber nicht an ein kunsthistorisches Institut, um sich als Künstler weiter zu entwickeln. Seit der griechischen Antike mit ihren Bauten, ihren Skulpturen, ihren Reliefs, ihrer Vasenmalerei und anderen künstlerischen Ausdrucksformen gehen das Schaffen von Kunstwerken und die Erklärung von Kunstwerken getrennte Wege. Selten deuten die Künstler ihre Werke

selbst; die Interpretation überlassen sie gern anderen. Und das ist vielfach auch gut so. Ein Künstler muss nicht immer wissen, was ihm da gelungen ist. Er darf und soll intuitiv arbeiten. Der Kunsthistoriker dringt als Wissenschaftler in die Materie ein und stellt das jeweilige Werk in die Tradition von Sujets, Motiven, Techniken. Insofern stellt er sich insbesondere in den Dienst des Betrachters und vermittelt Kunst. Der Kunsthistoriker betreut Ausstellungen, schreibt Bücher, gibt Bildbände heraus und hat immer den Blick auf den Künstler und seine Zeit und die historische Dimension des Werks und zugleich auf das Publikum der Gegenwart gerichtet.

Eine Kunstgeschichte ist allein deswegen schon unverzichtbar, weil ohne sie die Werke sprachlos blieben. Der Slogan „ein Bild sagt mehr als 1000 Worte“ ist natürlich auch umkehrbar; denn es bedarf oft vieler Worte (oft mehr als 1000), ein Bild fach- und sachgerecht zu erklären.

Ich wünsche dem Institut in diesem Sinne ein weiterhin erfolgreiches Schaffen. Das Institut ist gut aufgestellt. Das Studienangebot der Bildwissenschaften im Verbund mit der Klassischen Archäologie ist vielversprechend. Insofern haben auch die Studierenden bereits mit den Füßen klar votiert. Das Fach hat mindestens 60 Jahre vor sich!



Heinrich Dilly

Heinrich Dilly

Festvortrag

„Schülerin von...“ Über Schülerschaft und Schulen in der Kunsthistoriographie

Als vor bald zwanzig Jahren im Institut für Kunstgeschichte der Universität Stuttgart darüber beraten wurde, wie man das 125. Jahr seines Bestehens begehen wolle, wurde der älteste Kollege gefragt, auf welche Weise denn der 100. Geburtstag gefeiert worden sei. „Damals noch wurde gearbeitet,“ antwortete Werner Sumowski recht spitz. Dass er sich über die neuen Moden im wissenschaftlichen Alltag nicht weiter mokierte, war wohl mehr der Höflichkeit gegenüber einigen Gästen geschuldet als der Kritik an einem Geschichtsbewusstsein, das ein anderer Stuttgarter Kollege als arithmetisch charakterisiert hatte. Angesichts der steil ansteigenden Kurve von Gedenktagen und Jubiläen konnte man nämlich schon damals den Schluss ziehen, die Geschichtswissenschaften und die Kunstgeschichte erst recht lassen sich ihre Themen von den „Gedenktagen“ diktieren.¹ Pünktlich zum hundertsten, zweihundertsten und dreihundertsten usw. Geburts- bzw. Todes- oder sonstigen, rundem Datum erscheinen die Monographien, werden Feierstunden und Ausstellungen ausgerichtet, die meist auch noch sensationelle Entdeckungen präsentieren. Je mehr und je öfter Gründungsfeste, Geburtstage und Todesjahre begangen werden, desto behänder werden sie abgehakt, abgetan und das Gefeierte in der Zuversicht vergessen, dass es bald wiederkehrt. So kann man im Laufe eines ungefährdeten Lebens hier zu Land nicht mehr nur mehrere Goethe-, Schiller-, Dürer-, Holbein- und Lutherjahre feiern, vielmehr an jedem einzelnen Tag ein halbes Dutzend Jubiläen und Gedächtnisse begehen. Dies gelingt um so besser, als inzwischen nicht nur Religion, Politik, Kultur im Allgemeinen und Literatur, Musik und bildende Kunst im Besonderen, sondern selbst die nüchterne Wissenschaft historisch relativiert wird und ihre Fröhlichkeit wiederentdeckt hat. Deshalb hat die Gedenkindustrie nicht nur die Universitätsjubiläen, sondern auch die der Institute sowie die Geburts- und Todesjahre großer Gelehrter längst im stets ‚fest‘ genannten Griff.

¹ Heinz SCHLAFFER, Gedenktage. In: MERKUR. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 43, 1989, S. 81-84.

Wohl um diesem Würgegriff zu entgehen, gibt Henry Keazor hier in Saarbrücken nun ein höheres Tempo vor. Nicht alle fünfzig, auch nicht alle fünfundzwanzig, sondern alle zehn Jahre will von heute an der Gründungstag des Saarbrücker Instituts begangen werden. Und wenn dafür auch nicht eine international, inter- bzw. transdisziplinäre Tagung den wissenschaftlichen Alltag unterbricht, so soll doch ein besonderer Beitrag zur Geschichte des Instituts und des Fachs geleistet werden – zu einer Geschichte der Kunstgeschichte, an der zu arbeiten hier nicht erst am 50. Geburtstag begonnen wurde. Denn bereits 1985 hat Lorenz Dittmann das Buch „Kategorien und Methoden der deutschen Kunstgeschichte 1900-1930“ gegen alle Arithmetik, d.h. auch ohne einen runden Anlass, diskutiert und herausgegeben.²

Vor zehn Jahren hat dann das Institut die Reflexion über Kategorien und Methoden auf etwas weniger abstrakte Weise weitergeführt. Es hat die Gelegenheit wahrgenommen und seinen Gründungsdirektor Josef Adolf Schmoll gen. Eisenwerth als Gast und Festredner begrüßt. Lebhaft schilderte der Betagte sein Bemühen, erst als außerordentlicher, dann ordentlicher Professor kunsthistorische Forschung und Lehre an der jungen Universität des Saarlandes so einzurichten, dass sie den Wettbewerb mit anderen Fächern bestehen konnte und ihr Fortleben, ihr Fortbestehen, ihre Reproduktion über seine Dienst- und Amtszeit hinaus gesichert war.

Nach dem Jubiläum arbeitete Schmoll seinen Vortrag so ego- und, wenn ich so sagen darf, so saarbrückozentrisch aus, dass es nahe lag, diesen als ein Selbstbildnis zu begreifen und entsprechende Bildnisse der sechs Kollegen zu erbitten, die mit ihm und nach ihm das Institut geleitet haben. Vor fünf Jahren sind diese sieben „Lebensbilder“ im Druck erschienen, und viele kennen das Büchlein. Fünf der Lebensbilder sind authentisch, zwei von Wolfgang Müller, dem Universitätsarchivar, aufgrund der leider gar nicht so reichlich fließenden Quellen geschrieben worden. Der erste und längste Bericht – der von Schmoll gen. Eisenwerth – ist mit Photographien illustriert, wovon eine den ehemaligen Herrn Direktor bei einer Tätigkeit zeigt, die man im Deutschen nur im Dialekt auszudrücken weiß – er fenschterlt. Weil danach noch ein paar weitere Abbildungen unter anderem mit dem ersten Bundespräsidenten folgen, dürfen die Leser wohl davon ausgehen, dass die Lektüre recht abwechslungsreich wird.

So freundlich informativ das Buch auch ist, so klar bleibt: Mit dieser selbst geschaffenen Ahngalerie ist die Geschichte des Instituts zwar in eine ande-

² Dem gingen Lorenz Dittmanns Bücher „Kunst und Kunsttheorie im 19. Jahrhundert“, München 1963, und „Stil, Symbol, Struktur. Studien zu Kategorien der Kunstgeschichte“, München 1967, voraus. Dittmanns und Bättschmanns „Kategorien“ sind das Resultat eines Arbeitskreises „Methoden der Geisteswissenschaften“ der Fritz Thyssen-Stiftung.

re Richtung als die der kunstgeschichtlichen Kategorien und Methoden gelenkt, aber auch damit ist sie längst nicht geschrieben. Christa Lichtenstern und Wolfgang Müller haben dies einleitend auch unterstrichen. Allein „Impulse zu weiteren ‚Institutsgeschichten‘“ wollten sie „geben und zu künftigen Forschungen [...] anregen“. Ja, „zum Diskurs“ über die „Entwicklung der kunsthistorischen Disziplin und deren Wissenschaftsgeschichte“ wollten sie beitragen.³ Dies wird in den „Lebensbildern“ auch getan. So wird eine gewiss nicht minder interessante Broschüre über die insgesamt zehn wissenschaftlichen Assistenten nahegelegt, die bis zum Jahr 2001 am Institut mitgearbeitet haben.⁴ Als was haben sie die Lehr- und Forschungsstätte erfahren? Als eine glückselige Insel, als ein kleines Fürstentum oder eine anonyme Fabrik, als einen Turnierplatz oder ein Labor, als ein gutes Wirtshaus, eine Schwenkgrillstation oder schlicht ein Büro? Gelegentlich vielleicht auch als einen Saft- oder gar Sauladen? Welcher Themen haben sie sich angenommen, und was ist aus ihnen geworden? So regen die „Lebensbilder“ auch zu einer Geschichte bzw. Broschüre über die so genannten nicht-wissenschaftlichen Mitarbeiter – welche Sekretärin war die Mutter des Instituts? – und über die Studierenden an, obwohl, ja weil diese eigenartigerweise darin kaum vorkommen. Dadurch aber sind die, die immer wieder nervtötend fragen, ob sie überhaupt das Richtige auch richtig studieren, umso präsenter. Ein paar von ihnen arbeiten, wenn man so will, in der Broschüre bei Schmoll noch mit, ziehen sich aber auf den dann folgenden Seiten zwischen, besser noch: hinter die Zeilen wie hinter Jalousien zurück. Wenigstens für den dialektischen Leser!

Wie viele Studierende waren es überhaupt? Erfahrungsgemäß kennt nicht einmal das Immatrikulationsamt die exakte Anzahl. Aus der maßgeblichen Fachzeitschrift, der „Kunstchronik“, lassen sich aber wenigstens die Doktorandinnen und Doktoranden der ersten fünf Jahrzehnte ermitteln,⁵ so dass man

³ Christa LICHTENSTERN und Wolfgang MÜLLER (Hg.), Das Kunstgeschichtliche Institut der Universität des Saarlandes. Lebensbilder. St. Ingbert 2006, S.9/10.

⁴ Die Wissenschaftlichen Assistenten waren laut „Kunstchronik“ von 1951 bis 2000 Wolfgang Götz, George Kunoth, Jörg Gamer, Franz Ronig, Christa Schwinn, Georg W. Költzsch, Hans Caspar Graf von Bothmer, Françoise Mathis und Christoph Wagner. In der Kunstchronik sind auch die Honorarprofessoren, Vertretungsdozenten, Habilitierten und Hilfsassistenten aufgeführt, von denen der Honorarprofessor Hans Erich Kubach ab 1959 die Betreuung einer beachtlichen Reihe von Doktoranden übernommen hat.

⁵ Anders als in vielen anderen Fächern werden in der Kunstgeschichte die neu angemeldeten und dann abgeschlossenen Dissertationen in der Fachzeitschrift „Kunstchronik“ alljährlich veröffentlicht. In den zweieinhalb Jahrzehnten zwischen 1976 und 2000, in denen die Qualifikation des Magisters zum ersten Studienabschluss wurde, haben 90 Kommilitonen diese Qualifizierung erlangt. Weil aber die Anzahl der Studienanfänger unbekannt ist, hat dieser Wert leider nur geringe Aussagekraft.

sagen kann: Zwischen der Gründung im Jahr 1951 und dem 50. Geburtstag arbeiteten insgesamt 203 Studierende als Doktoranden an ihren Dissertationen. 74 von ihnen haben ihr Ziel erreicht, ihren Doktorvätern und der Fakultät ihre Forschungsergebnisse vorgelegt, mit Erfolg verteidigt und das Institut, wie man so sagt, mit dem Doktorhut verlassen. Keinem bzw. keiner wurde der Titel aberkannt, wozu man allerdings sagen muss, dass man darüber auch nichts vernommen hätte. Daher werden die 74 Promovierten zusammen mit den 90 Studierenden, die zwischen 1980 und 2001 ihr Studium mit dem Magister abgeschlossen haben, gewiss als die ‚Schüler‘ des Instituts hoch angesehen.⁶ Viel hätten sie gewiss zu erzählen.

Was aber sind die 129 Kommilitoninnen und Kommilitonen, die eine Dissertation zwar zu schreiben begonnen, die Arbeit daran jedoch abgebrochen haben? Sind sie Schüler? Wohl eher nicht, aber Ehemalige schon, Alumni, die folgende weithin bekannte, höchst selten positiv ausgelegte Beobachtung bestätigen: Bis zur Bologna-Reform war Kunstgeschichte eines der Fächer, aus dem auch recht flexible, in den modernen Medien gefragte Studienabbrecher und nicht bloß ewige Studenten, geschweige denn flugs geehelichte Studentinnen hervorgegangen sind, wie es ein weit verbreitetes Vorurteil will.⁷

Die sieben Lebensbilder regen zu weiteren Kapiteln an, etwa zu einer Geschichte just der jüngeren kunstwissenschaftlichen Kategorien, die sich etwa in den Dissertationen und Habilitationsschriften des Saarbrücker Instituts finden. Oder zu einer Geschichte der kunsthistorischen Interventionen in der Stadt, in deren Museen, vor und in deren Kunstdenkmälern wie etwa der Ludwigskirche oder der Völklinger Hütte. Doch möchte ich, wie angekündigt, bei den Studierenden bleiben, bei ihnen einhaken, die ja zuerst Studierende sind, nunmehr Bachelors, dann Masters sowie Doktoranden werden. Haben sie die Examina erfolgreich bestanden, dann werden sie schließlich wieder Schüler genannt und fühlen sich vermutlich auch so, nämlich als Schüler bzw.

⁶ Zum Vergleich sei das 1946 gegründete Institut für Kunstgeschichte der Johann Gutenberg-Universität Mainz herangezogen, das personell ähnlich ausgestattet war wie das Institut der Universität des Saarlandes. Bei einem etwas längeren Vorlauf arbeiteten dort im selben Zeitraum von 1951-2001 insgesamt 240 Doktoranden, von denen 112 die Dissertation abgeschlossen haben und zum Dr. phil. promoviert worden sind. Nur zwei Dissertationen wurden ausdrücklich aufgegeben. 151 Absolventen erwarben zwischen 1984 und 2001 den Titel eines Magister bzw. Magistra Artium. Deutlich anders war das Verhältnis am sehr viel größeren Institut der Ludwig Maximilians-Universität in München. Dort strebten im selben Zeitraum circa 1040 Kandidaten die Promotion an; circa 800 haben sie erreicht.

⁷ Das Bild hat sich im deutschen Sprachraum jüngst etwas verschoben. Kunsthistoriker können inzwischen in Serien der ARD wie dem „Tatort“ auch zu Mördern werden.

Schülerin des einen Instituts oder des einen oder anderen akademischen Lehrers, der einen oder anderen akademischen Lehrerin. Über diese akademische Schülerschaft und über die Kategorie der akademischen bzw. universitären Schule möchte ich redend mich wundern. Somit möchte ich zu einem Thema kommen, das durch andere wissenschaftswissenschaftliche Kategorien insbesondere der des akademischen Clusters, des akademischen Netzwerks, des Invisible College, der Fachgemeinschaft und der Scientific Community verdrängt worden ist, aber eigentlich aktuell sein müsste: Wird doch die jüngste Studienreform als eine weitere Stufe zur Verschulung des Studiums böse gescholten.

In drei Abschnitte habe ich meinen Vortrag gegliedert und mit folgenden Überschriften versehen: Erstens: „sechs Schüler, eine Schülerin“, zweitens: „eine einzige Schule der Kunsthistoriographie“ und drittens – damit ist dann auch schon Schluss – „die ungezählten, vergessenen und verdrängten Schulen der Kunst und Kunstgeschichte“. Am Ende steht, wie es sich für einen kunstgeschichtlichen Festvortrag gehört, die Reproduktion wenigstens eines großen Kunstwerks.

1. „Sechs Schüler, eine Schülerin“

Für den ersten Abschnitt kann ich nun leider nicht zu einem großen, imaginären Treffen aller Alumni des Instituts laden; das bedeutete ein Lebenswerk und mehr noch. Daher werde ich zu den Saarbrücker „Lebensbildern“ zurückkehren, also saarbrückozentrisch bleiben und nach den Schülern in den Saarbrücker Dozenten fragen! Wird doch abgesehen von Schmolls Gründungsbericht in keinem der schriftlichen Selbstportraits versäumt, neben der sozialen Herkunft und höheren Schulbildung das in jedem Fall breitgefächerte Studium kurz zu beschreiben und die Hochschullehrer zu erwähnen, die das Studium, den Studienabschluss und schließlich die intellektuelle und professionelle Karriere gefördert haben. Kunstgeschichte wird also als ein auch soziales System der Schulung wenn nicht beschrieben, so doch angesprochen. Daher werden den Lesern keineswegs beiläufig, sondern mit erkennbar unterschiedlichen Akzenten insgesamt 32 Kunsthistoriker, vier Klassische Archäologen und vier Literaturwissenschaftler – zwei Frauen und 38 Männer – namentlich vorgestellt. Unter ihnen finden sich mal explizit, mal mit weniger Nachdruck die Hochschullehrer, als deren Schüler bzw. Schülerin die vormaligen Saarbrücker Kollegen sich bezeichnet haben.

Schmoll gen. Eisenwerth geht, wie gesagt, in seinem Bericht auf seine Förderer nicht ein, weil er bereits an anderen Stellen über sie ausführlich gespro-

chen⁸ und folgende Kenntnis vorausgesetzt hat. Die Arbeit an seiner Dissertation hat Wilhelm Pinder betreut; an seiner weiteren beruflichen Bildung bis zur Annahme des Rufs nach Saarbrücken hatten zwei Darmstädter Kollegen großen Anteil: Oskar Schürer und Hans Gerhard Evers.

Für Peter Volkelt, der vom November 1951 an der zweite Mann am Institut war – erst wissenschaftlicher Assistent, dann Extraordinarius –, waren sieben Professoren ausschlaggebend: Theodor Hetzer, Hermann Beenken und Johannes Jahn in Leipzig, Wilhelm Pinder in Berlin, Richard Hamann und Richard Hamann-MacLean in Marburg sowie Schmoll gen. Eisenwerth, der Volkelt ins Saarland geholt und dessen Habilitation gefördert hat. Doktorvater war wohl einer der beiden ‚Hamänner‘ in Marburg, wovon der ältere zu Volkelts Zeit sowohl in Marburg als auch in Berlin lehrte.

Wolfgang Götz, der dritte Mann neben Schmoll und dann der zweite neben Wilhelm Messerer, dankte seinen Status und viel von seinem Habitus dagegen allein seinem Doktorvater Heinz Ladendorf und danach Schmoll gen. Eisenwerth.

Der eben schon genannte Wilhelm Messerer, der 1967 Schmolls Nachfolge antrat, war ein Schüler Hans Jantzens und dankte ansonsten dem Archäologen Ernst Buschor und den Kunsthistorikern Albert Boeckler, Werner Gross, Hans Sedlmayr und Karl Oettinger „wissenschaftlich viel“, wie Wolfgang Müller ermittelt hat.⁹

Lorenz Dittmann, der 1977 Messerer folgte, hat ebenfalls bei Hans Jantzen gehört; seine Urteilskraft jedoch im Widerstreit zwischen Hans Sedlmayr und dessen Münchner Kollegen Werner Groß und Walter Hess trainiert. In Ernst Strauss fand Dittmann seinen Doktorvater und Lehrer. Nach der Promotion förderte Wolfgang Braunfels den Absprung aus München. Die stärksten Impulse dankt Dittmann jedoch Sedlmayrs theoretischem und methodologischem Gegenspieler Kurt Badt, dem akademischen Außenseiter, Privatgelehrten und spät erst durch die Literaturwissenschaftler der Universität Konstanz geehrten Kunsthistoriker.

Klaus Güthlein, der als zweiter Mann neben Dittmann und dann neben Lichtenstern am Institut wirkte, zählt in seinem Lebensbild eine Reihe von Marburger und Wiener Professoren auf – Richard Hamann-MacLean, Heinrich

⁸ Martina SITT (Hg), *Kunsthistoriker in eigener Sache. Zehn autobiographische Skizzen.* Berlin 1990, S. 275-298. Jo ENZWEILER (Hg.), *J. A. Schmoll gen. Eisenwerth im Gespräch mit Monika Bugs.* Saarbrücken 2003.

⁹ Christa LICHTENSTERN und Wolfgang MÜLLER (Hg.), *Das Kunstgeschichtliche Institut der Universität des Saarlandes. Lebensbilder.* St. Ingbert 2006, S.105. Die Habilitation an der Universität München wurde von Hans Sedlmayr gefördert.

Drerup, Otto Pächt, Otto Demus und Renate Wagner-Rieger –, von denen er in erster Linie und unermesslich viel gelernt hat. Schließlich nennt auch er die beiden Kollegen, die seine Dissertation und seine weiteren Forschungen insbesondere an der Bibliotheca Hertziana in Rom gefördert haben: den Doktorvater Peter Anselm Riedl und den zweiten Berichterstatter im Promotionsverfahren, den kaum bekannten, dafür aber offenbar umso intensiveren Ralf Reith, der wie Riedl vornehmlich in Heidelberg forschte und lehrte.

Noch größer ist der Kreis derjenigen, denen Christa Lichtenstern sich verpflichtet sieht. Im Mittelpunkt ihres Berichts steht der Maler und Kunsthistoriker Heinz Demisch. Es folgen – ebenfalls – Peter Anselm Riedl, dann aber die Germanisten Arthur Henkel, Gerhard Sauder und Peter Pütz, die Kunsthistoriker André Chastel und Alain Erlande-Brandenburg, die nur wenig älteren Kollegen Günter und Sigrid Metken sowie Werner Spies. Schließlich zählen der Doktorvater Christian Beutler und der zweite Berichterstatter, der kürzlich verstorbene Wolfram Prinz, der Archäologe Hans von Steuben und ganz besonders Paul Stöcklein, erneut ein Literaturwissenschaftler, zum Kreis der Mentoren Lichtensterns, den Klaus Gallwitz und Eduard Trier als Förderer der Habilitation schließen.

Wenn auch noch überprüft werden müsste, wer von den Aufgezählten allein des auch akademisch üblichen Name-Droppings wegen genannt und welche Lehrer, Betreuer, Förderer verschwiegen oder auch schlichtweg verdrängt worden sind, so zeichnen sich mit diesen Namen doch kleinere und größere geistige Gruppen ab, denen die Saarbrücker Kollegen und die eine Saarbrücker Kollegin näher stehen als den vielen anderen Fachleuten, denen sie durch die unterschiedlichsten Medien – Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Ausstellungen, Museen, Reisen, Filme – ihre Kenntnisse danken. Kennt man auch nur ein klein wenig den recht persönlichen Verkehr in den so genannten kleinen, auch mittelgroßen Fächern und somit kleinen und mittelgroßen Instituten deutscher Hochschulen, so bildeten diese Gruppen gleichsam den Himmel über dem Institut gleich einem barocken Deckenspiegel. Leicht kann man sich vorstellen, wie oft die Namen von Wilhelm Pinder bis Christian Beutler in den Studienberatungen, beim gemütlichen Zusammensein nach den Seminaren, auf Exkursionen und bei den 74 Promotionsfeiern mit dem Zusatz „mein oder meine Lehrer“ als maßgebliche Vorbilder erwähnt und als Zeugen für die Kontinuität, für die gelungene Reproduktion von Forschung und Lehre am Institut angerufen worden sind. Ich vermute, unzählige Male.

Der erste Eindruck von einem gleichmäßigen Anwachsen, besser: Füllen, Anfüllen, Auffüllen dieses persönlich bedingten Deckengemäldes oder aktuell gesprochen: dieser persönlich erfahrenen Facebook-Freunde-Seite trägt zwar, doch kann man wohl behaupten, je jünger die Fachvertreter werden, desto

höher wird die Anzahl der Kollegen und Kolleginnen, denen eine mehr oder minder wichtige Rolle in den Curricula zukommt. Nannte Schmoll allein drei Professoren, denen er die entscheidenden intellektuellen und professionellen Impulse verdankte, so sind es bei Messerer bereits sechs und bei Lichtenstern dann ganze sechzehn Geisteswissenschaftler, die respektvoll erwähnt werden. Damit senkt sich der kunsthistorische Himmel zur Erde, und ein anderer Begriff drängt sich auf, der heutzutage häufig gebraucht wird – der des sozialen, aber auch interdisziplinären Netzwerks, in diesem Fall mit kunst- und literaturhistorischer Verdichtung!

Dennoch keine Frage: Es gibt sie in diesen Gruppen von Hochschullehrern! Es gibt sie, die Doktorväter in diesen Selbstbildnissen, wenn auch allein in drei Fällen über das Verhältnis zwischen ihnen und dem Schüler explizit etwas ausgesagt bzw. als bekannt vorausgesetzt wird. Der erste Fall ist der, dass Schmoll gen. Eisenwerth nie einen Hehl daraus gemacht hat, dass er in seinem Doktorvater Wilhelm Pinder den hervorragenden Kunstkenner und gewandten Redner stets „bewundert“ hat.¹⁰ Dass dieser den französischen Impressionismus nicht geschätzt hat, hat Schmoll erst irritiert, dann aber recht produktiv verarbeitet. Den Geschichts- und Kunstgeschichtsdenker, den Wissenschaftsfunktionär und gelegentlichen Politiker Wilhelm Pinder hat er schließlich ignoriert, vermutlich weil er keine Antwort darauf fand, wie sein hochintelligenter Lehrer gleich fünf verschiedene Rollen in der Nazi-Zeit in einer Person vereinen konnte.

Der zweite ist Lorenz Dittmann, der als Doktorvater nicht den Ordinarius des Münchner Seminars gewählt hat, Hans Jantzen, der auf die Bildung einer Schule wohl aus war. Vielmehr hat Dittmann Ernst Strauss, einen Außenseiter am Institut, als Betreuer seiner Dissertation und Promotion gewonnen. Seinen großen Wunsch, eine möglichst enge Verknüpfung von kunsthistorischer und künstlerischer Kompetenz geradezu hautnah zu erfahren, konnte er nach der Promotion noch weiter verwirklichen. Denn am fachlichen Paradigma eines Esoterikers der Moderne hat er mit- und weitergearbeitet: am künstlerisch erfüllten und künstlerisch erfüllten Paradigma von Kurt Badt, obwohl die Aussichten darauf, dass es sich im Fach durchsetze, äußerst gering waren.¹¹

Das dritte Beispiel liefert Klaus Güthlein. Er erwähnt seinen Doktorvater Riedl und den Zweitgutachter Reith gleich mehrmals und lässt auf diese Weise

¹⁰ Jo ENZWEILER (Hg.), J.A.Schmoll gen. Eisenwerth im Gespräch mit Monika Bugs. Saarbrücken 2003, S. 21.

¹¹ Ein ähnliches Verlangen nach einer Einheit von kunsthistorischer und künstlerischer Kompetenz zieht sich durch die Autobiographie von Christa Lichtenstern, die jedoch ein solches Lebenskunstwerk weder von ihren Lehrern noch von ihrem Doktorvater erwartet hat, weil sie es von Heinz Demisch kannte.

erkennen, dass seine Forschungen auch nach der Promotion von beiden diskutierend, korrigierend und gutachterlich sekundierend kontinuierlich gefördert worden sind.

Allzu feinsinnig wäre es wohl, wollte ich im hier gegebenen Kontext in den übrigen vier Lebensbildern weitere Indizien für besondere Betreuungsverhältnisse entdecken. Aus der Stellung im Text, aus der Formulierung der Sätze, ja der Wortwahl, könnte man gewiss ein klein wenig mehr noch erfahren. Ich schätze aber, dass sich in dieser Beziehung die Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker von den Kommilitonen anderer geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer, wenn überhaupt, nur wenig unterscheiden. Vielleicht in der Geschwindigkeit und in der Ehrfurcht vor ihrem Gegenstand, der sich nur schwerlich zum rein wissenschaftlichen Objekt machen lässt. Dazu kommt, dass die exklusiven Lehrer-Schüler-Verhältnisse alles andere als gewöhnliche Schulsituationen sind. Es sind persönliche Schülerschaften, die mit wenigen, umso intensiveren Richtungsweisen zurechtkommen können und, wenn dem so nicht sein sollte, die Beziehung beenden. Dennoch sorgt allein die asymmetrische Bezeichnung dieser Lehrer-Schüler-Beziehung – man spricht vom Doktorvater und Schüler und allenfalls im Scherz über Doktorsöhne und -töchter – dafür, dass sogleich die klassischen wissenssoziologischen und wissenschaftspsychologischen Konfliktmodelle von Vater und Sohn, Mutter und Tochter, aber auch Vater und Tochter, Sohn und Mutter vor Augen stehen. Ebenso wie die Modelle von Lehrer und Schüler sowie Meister, Geselle und Lehrling, schließlich von Meister und Jünger, Eleve und Adept. Sie sind recht komplex, wie allein die öffentliche Diskussion über die prominenten Fälle in jüngster Zeit es gezeigt hat.

Mittlerweile scheinen diese Betreuungsverhältnisse jedoch in Netzwerken aufzugehen, so dass man wohl auch für die Kunstgeschichte als Fachgebiet behaupten kann, dass die Epoche der persönlichen kunsthistorischen Schulung durch einzelne Lehrer höchstwahrscheinlich vorbei und in den „Lebensbildern“ noch einmal zum Ausdruck gebracht worden ist. Die Zeit der Graduiertenkollegs und damit der Auseinandersetzung in und mit wissenschaftlichen Netzwerken hat auch hier längst begonnen – vor zwei Jahrzehnten schon!

Im Kleinformat der „Lebensbilder“ ist diese Veränderung allerdings kaum dingfest zu machen. Denn sie erreicht hier minimale Größen, die ohne Hintergrundwissen nur schwerlich ablesbar sind. Steht über der Gattung solcher akademischer Kurzbiographien doch eine Aufforderung, wie man sie am besten von Passbild-Photographen kennt: ‚Bitte lächeln, noch etwas freundlicher bitte‘. Daher will ich von den 203 Doktoranden, d.h. von den 74 plus 90 Saarbrücker Schülern und Schülerinnen und nun von den sieben Saarbrücker

Hochschullehrern, die laut „Lebensbilder“ offenbar alle als Schüler bzw. Schülerin ihren Doktorvätern treu und brav geblieben sind, zu den Schulen der Kunsthistoriographie und zum zweiten Teil übergehen. Dieser scheint mir doch um einiges fachspezifischer zu werden, weil man unter Kunsthistorikern in den unendlichen Alltags- und Nachtgesprächen sowie in den hochschulpolitischen Gremien wohl immer mal wieder über die eine oder andere Schule spricht, im wissenschaftlichen Diskurs aber allein über eine einzige Schule ernsthaft verhandelt. Das stellt sich in anderen Fächern ganz anders dar. Da geht es fast durchweg um mehrere Schulen. Denken Sie nur an die Schule Les Annales, die Bielefelder Schule und die der Histoire Croisée innerhalb der Geschichtswissenschaft, an die Prager und die Konstanzer Schule der Literaturwissenschaft sowie an die Frankfurter Schule, die Kölner, die Chicagoer und andere Schulen der Sozialwissenschaften, an die der Psychologie und erst recht an die geradezu zahllosen der Philosophie.

2. „Eine einzige Schule der Kunsthistoriographie“

Gern würde ich auch in diesem zweiten Teil den Quellen nah bleiben und von Saarbrücken ausgehen! Aber so viel Gemeinsamkeiten sich in den sieben Lebensbildern und dem Himmel darüber auch finden, so kann bislang von einer Saarbrücker Schule der Kunstgeschichte nicht die Rede sein. Wenn auch mit der Schülerfestschrift für Lorenz Dittmann ein einzelnes besonderes Element dafür bereit liegt,¹² so scheint dies allein nicht auszureichen, um von einer wissenschaftlichen Schule sprechen zu können. Doch habe ich im Kontext von Dittmanns Wahl des Doktorvaters eine Schule angesprochen, über die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in den akademischen Alltagsgesprächen und in den Hochschulgremien wohl häufig die Rede war – über die Schule Hans Jantzens, der von 1917 bis 1952 als Ordinarius der mittleren und neueren Kunstgeschichte zuerst in Freiburg, dann Frankfurt am Main und schließlich in München agierte. Einige seiner Schüler wurden als Professoren an Hochschulen berufen. Durch seine Beiträge zu Rowohlts moderner Enzyklopädie und zu den ersten Paperbacks des DuMont-Schauberg-Verlags in Köln bzw. des Deutschen Bücherbundes in Stuttgart ist Jantzen weit über das Fach hinaus bekannt geworden. Innerhalb des Faches

¹² Neben der von Hans Caspar von BOTHMER herausgegebenen „Festschrift Lorenz Dittmann“. Frankfurt am Main 1994, erschien von Ingeborg BESCH, Robert FLOETEMEIER und Stephan MICHAELI ediert „Von Altdorfer bis Serra. Schülerfestschrift für Lorenz Dittmann zum 65. Geburtstag“. St. Ingbert 1993.

wurden seine Arbeiten nicht minder geschätzt und seine Begriffsbildungen, insbesondere für die Räumlichkeit mittelalterlicher und neuzeitlicher Kirchen, gern genutzt und weitergegeben. Beinahe einmütig haben die Kunsthistoriker Jantzen zu ihrem Vorsitzenden gewählt, nachdem sie 1948 eine eigene ‚Standesvereinigung‘ gegründet hatten, wie man einen Berufsverband damals in Deutschland noch nannte. Jantzen vereinte fast alle Eigenschaften, die von den Begründern und Häuptionern akademischer Schulen erwartet werden: Erstens fachliche Innovationskraft sowohl auf der Ebene der wissenschaftlichen Gegenstände als auch der methodischen Erschließung, zweitens grundlegende Forschungsvorhaben, die Anschlussarbeiten geradezu generieren, drittens einen ausgewogenen Arbeitsstil, der straff führt, in Abweichungen jedoch kreative Kräfte wittert, und schließlich Mit- und Zuarbeiter, die das Haupt der Schule nicht nur als Fachmann, sondern als Persönlichkeit hoch schätzen. Spätestens zu Jantzens 70. Geburtstag im Jahr 1951 wurden diese Charakteristika von einem weiteren Kreis von Freunden und einem engeren der Schüler bestätigt.¹³ Denn neben einer Festschrift der Freunde, in der auch über das Lebenswerk einer Schule die Rede war, wurde unter dem Titel „Hans Jantzen zum 70. Geburtstag“ eine eigene Schülerfestschrift erstellt und dem Jubilar überreicht.¹⁴ Dennoch scheint etwas zu fehlen, um auch im wissenschaftsgeschichtlichen Diskurs als Jantzen-Schule bestätigt zu werden. Was mag es sein?

Der Ansatz zur Bildung einer Jantzen-Schule – ich betone Ansatz – war nicht der erste im Fach Kunstgeschichte. Vorbildlich war gewiss die überhaupt erste Schülerschaft, die sich im Fach als solche artikulierte, indem sie ihrem Doktorvater eine eigene Schülerfestschrift gewidmet hat. Es war die Schülerschaft Adolph Goldschmidts im Jahr 1923,¹⁵ zu der übrigens auch Hans Jantzen gehörte. 1935 tat sich diese noch einmal zusammen, widmete Goldschmidt eine zweite Schülerfestschrift, in der der große Lehrer erneut als das

¹³ Im Vorwort zur Festschrift der Freunde schreibt Kurt Bauch, dass die Schule zu Jantzens Lebenswerk gezählt werden müsse. Kurt BAUCH (Hg.), Festschrift für Hans Jantzen. Berlin 1951, S. 5.

¹⁴ Anders als die Festschrift der Freunde – Kurt BAUCH (Hg.), Festschrift für Hans Jantzen. Berlin 1951 – konnte die Schülerfestschrift in Ermangelung von Sponsoren nicht gedruckt werden, wurde aber als maschinenschriftliche Kopie im Münchner Institut hinterlegt. Auf S. 187 der von Kurt Bauch herausgegebenen Festschrift der Freunde findet sich das Inhaltsverzeichnis des im Münchner Institut befindlichen Manuskripts. Es handelt sich um insgesamt 40 Beiträge. Die Beiträge von sieben weiteren Schülern wurden in der Zeitschrift „Das Münster“ in Heft 9/10 des 4. Jahrgangs 1951 verbreitet.

¹⁵ Festschrift für Adolph Goldschmidt zum 60. Geburtstag am 15. Januar 1923. Mit einer Bibliographie der Schriften Adolph Goldschmidts und seiner Schule. Leipzig 1923. Darin sind insgesamt 87 Doktorprüfungen aufgelistet.

Haupt einer Schule bezeichnet wurde. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, zu dem Goldschmidt mit vielen anderen Kollegen jüdischer Abkunft die offenen Demütigungen der nationalsozialistischen Staatsführung, des größten Teils der Bevölkerung und so mancher nationalsozialistischer Kollegen bereits zwei Jahre lang ertragen musste.

Konsequent material-, quellen- und bildkritische Forschungen auf dem Gebiet der mittelalterlichen Malerei und Skulptur, eine hohe fachliche und allgemein soziale Kompetenz sowie ein ausgesprochen trockener, lakonischer Witz waren es gewesen, die Goldschmidt in vier Jahrzehnten kunsthistorischer Lehre, Forschung und Museums- und Forschungspolitik ein eminentes, nationales und internationales persönliches Prestige aufgrund eines Charakteristikums eingetragen hatten, das man Charisma nennt und gern mit Max Weber näher definiert. Dies hat auch dafür gesorgt, dass man heute noch über eine Goldschmidt-Schule spricht, gelegentlich auch schreibt. Und doch tut man dies wie im Fall Jantzens lediglich im eingeschränkten Sinne der ‚Schülerschaft‘. Den Grund dafür kann man wohl darin ausmachen, dass sich diese Schülerschaft nach 1935 nicht wieder als solche artikulieren, sich selbst als ‚Schule‘ definieren und formieren konnte. Vom Nationalsozialismus wurde ein Teil von ihr in die weltweite Diaspora vertrieben. Und von den Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern, die in Deutschland blieben, haben allein der Schmarsow-Schüler Wilhelm Pinder und der Dilthey-Schüler Richard Hamann den Mut aufgebracht, 1944 Goldschmidts Tod im Basler Exil offen zu beklagen. Hans Jantzen, Hans Kauffmann und andere im Land verbliebene Goldschmidt-Schüler haben es vorgezogen, schweigend zu trauern. Dies dürfte der Grund sein, dass man allein in geteiltem Sinne einerseits über die große Schülerschaft und andererseits über Goldschmidts Charisma spricht, eine Goldschmidt-Schule sich also wünscht.

Eine Schule muss sich demnach über die Schülerfestschrift hinaus als solche zu erkennen geben, muss einen Anspruch darauf erheben und sich dabei von anderen Schulen oder schlicht von der gesamten Fachgemeinschaft abheben! Diese Bedingungen und ein eigenartiges Wissen um eine notwendige Schulung haben wohl dafür gesorgt, dass in den wissenschaftswissenschaftlichen Diskursen der Kunstgeschichte lange Zeit von allein einer einzigen Schule die Rede war und auch darüber gestritten wurde. Nicht von der Springer-Schule, der August Schmarsows, nicht von der Wölfflin-Schule, auch nicht von einer Warburg-Schule – da spricht man dezidiert vom Warburg-Kreis – und genau so wenig von einer Hamburger bzw. Panofsky-Schule, der es wie der Goldschmidts ergangen ist, sondern allein von der Wiener Schule der Kunstgeschichte, die man sogar in eine erste und zweite teilt.¹⁶

Vermutlich war es neben einer Reihe missverständlicher Zeitungsberichte die bereits zweite Festschrift der Freunde und Schüler, die dafür gesorgt hat, dass die Wiener Schule der Kunstgeschichte 1934 als solche ausführlich vorgestellt worden ist und bis heute als solche nicht bloß im alltäglichen Reden geschätzt, sondern auch wissenschaftlich diskutiert wird.¹⁷ 1932 hatte nämlich der damals extrem erfolgreiche Wiener Kunsthistoriker Josef Strzygowski seinen 70. Geburtstag gefeiert und war dann im Jahr danach emeritiert worden. Für seine Forschungen und sein 85 Mitarbeiter zählendes Institut war ihm so hohe Anerkennung gezollt worden, dass sein Kollege und Gegner auf dem so genannten zweiten kunsthistorischen Lehrstuhl, Julius von Schlosser, alsbald einen anderen Anlass ergriff, um auf eine „Wiener Schule der Kunstgeschichte“ aufmerksam zu machen, zu der er allerdings Josef Strzygowski und dessen Schüler, die wohl besser als Jünger bezeichnet würden,¹⁸ auf keinen Fall zählte, zumal Strzygowskis Institut nach der Emeritierung auch geschlossen wurde.¹⁹

¹⁶ Das Wort ‚Kunstgeschichte‘ muss dabei eigens betont werden, weil man gemeinhin insgesamt sechs wissenschaftliche und vier künstlerische Wiener Schulen unterscheidet: Es sind dies die Wiener Schule der Volkswirtschaft, der Pastoraltheologie, der Philosophie und Wissenschaftstheorie, der Ethnologie, der Rechtstheorie, der Medizin und der Kunstgeschichte im Bereich der Wissenschaften und der ersten und zweiten Wiener Schule der Musik, des Phantastischen Realismus und der Architektur.

¹⁷ Dagobert FREY, Bemerkungen zur ‚Wiener Schule der Kunstwissenschaft‘. In: Ders., 1883-1962. Eine Erinnerungsschrift. Kiel 1962. Werner HOFMANN, Was bleibt von der ‚Wiener Schule‘? In: Kunsthistoriker. Mitteilungen des Österreichischen Kunsthistorikerverbandes I., 1984 und II, 1985, Nr.1, S. 4-8. Edwin LACHNIT, Die Wiener Schule der Kunstgeschichte und die Kunst ihrer Zeit. Wien, Köln, Weimar 2005. Wiener Schule. Erinnerungen und Perspektiven. Wien u.a. 2005 (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte LIII). Matthew RAMPLEY, Orientalismus und Balkanismus in der Donaumonarchie. Ein kritischer Blick auf die Wiener Schule der Kunstgeschichte. Robert BORN, Die Kunsthistoriographie in Siebenbürgen und die Wiener Schule der Kunstgeschichte von 1850 bis 1945. Petra SCHWARZ, Benedetto Croce's Einfluss auf die Wiener Schule. Die Bedeutung seiner ästhetischen Schriften für Julius von Schlossers neo-idealistische Konzeption der Stil- und Sprachgeschichte. In: Wojciech BALUS und Joanna WOLANSKA (Hg.), Die Etablierung und Entwicklung des Faches Kunstgeschichte in Deutschland, Polen und Mitteleuropa (anlässlich des 125jährigen Gründungsjubiläums des ersten Lehrstuhls für Kunstgeschichte in Polen). Warszawa 2010, S. 237-254, S. 349-380 und S. 381-390.

¹⁸ Sie bezeichneten ihren Professor jedenfalls als „Meister“. Vgl. Heinrich GLÜCK (Hg.), Studien zur Kunst des Ostens. Josef Strzygowski zum sechzigsten Geburtstag von seinen Freunden und Schülern. Wien und Hellerau 1923, Vorwort.

¹⁹ Schlosser tat es weder im „Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte“ noch einem anderen kunsthistorischen Periodikum, sondern in den „Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung“ und zwar zu dessen 80jährigem Bestehen, zur 25. Wiederkehr des Todestages des Institutsgründers Theodor von Sickel sowie des 25. Todestages von Franz Wickhoff, dem Vorgänger auf dem ersten Lehrstuhl, den nun der wissenschaftliche Gegner Strzygowski innehatte.

In einem „Rückblick auf ein Säkulum deutscher Gelehrtenarbeit in Österreich“ – man beachte das damals völlig selbstverständliche Attribut im Untertitel des Büchleins – rückte Julius von Schlosser die eigenartige Unterscheidung zwischen einem ersten und einem zweiten Wiener Lehrstuhl als rein numerische, jedoch nicht qualitative zurecht und arbeitete dann die Leistungen der kunsthistorischen Vorgänger und deren unmittelbaren Schüler heraus, die sich selbstverständlich alle auch zum Österreichischen Institut für Geschichtsforschung zählten, – geradezu symbiotisch, was Strzygowski offenbar nicht getan hat. Schlosser berichtete anschließend über das Gründungselement, ja den Grundstein dieser wissenschaftlichen Schule. Es bzw. er bestand weder aus der Schülerschaft eines bestimmten Hochschullehrers noch aus einem bestimmten paradigmatischen, also beispielgebenden Forschungsprojekt. Vielmehr war es die wortwörtlich genommene, grundlegend geschichtswissenschaftliche Schulung, die ein jeder angehende Kunsthistoriker ebenso wie jeder angehende Historiker nach dem Vorbild der Pariser *École des Chartes* am Österreichischen Institut für Geschichtsforschung zu absolvieren hatte. Beide waren dazu verpflichtet, sich in den Wissenschaften zu üben, die man zwar die Historischen Hilfswissenschaften nennt, die aber in Wien wie in Paris und vielen anderen wissenschaftlichen Zentren der Welt die *conditio sine qua non* der Geschichtswissenschaft waren. Ohne chronologische, paläographische, diplomatische, numismatische, heraldische und ikonologische Einführungsübungen war das Studium der Kunstgeschichte nicht denkbar. Ebenso war man als Kunsthistoriker verpflichtet, im zweiten Fach Klassische Archäologie zu studieren. Dazu kamen persönlich definierte Normen wie etwa die, über die Dagobert Frey berichtet hat: Wer nicht Italienisch las und sprach, hatte es zu lernen, bevor er sich in Schlossers Seminar wagte.²⁰ Zum Nachholen war keine Zeit. Entsprechend hohe Zulassungshürden waren gewiss auch bei den übrigen Dozenten zu nehmen.

Die Wiener kunsthistorischen Ordinarien Rudolph Eitelberger von Edelberg, Moritz Thausing, Franz Wickhoff und Alois Riegl, Max Dvorak, Julius von Schlosser und auch Josef Strzygowski hatten diese Schulung am Institut selbst durchlaufen. Strzygowski ausgenommen hatten sie sie während ihrer anschließenden praktischen Tätigkeit am Kunsthistorischen Museum und an dem für Kunst und Industrie so vertieft,²¹ dass man heute viele ihrer auch theoretischen Texte auf die unmittelbar sinnliche Erfahrung vor und mit den Kunstwerken

²⁰ Dagobert FREY, Bemerkungen zur ‚Wiener Schule der Kunstwissenschaft‘. In: Ders., 1883-1962. Eine Erinnerungsschrift. Kiel 1962.

²¹ Eitelberger war die ganze Dienstzeit über Museumsdirektor und Universitätsprofessor. Ebenso Moritz Thausing, der seit 1868 die Graphische Sammlung Albertina leitete. Franz Wickhoff stand von 1879 bis 1887 der Textil-Abteilung des Museums für Kunst und Industrie

als Kustoden in beiden Instituten zurückführt. Abgesehen von mehr oder minder kurzen Forschungsreisen haben sie – erneut ausgenommen Strzygowski – Wien nicht verlassen, so dass ihre Berufungen Hausberufungen waren, wie man es im hochschulpolitischen Jargon nennt und heute scharf verurteilt. Aufgrund weiterer, sekundärer Voraussetzungen gewannen ihre Publikationen paradigmatischen, also lehrbuchhaften Charakter. Es sind dies die Quellschriften zur Kunstgeschichte, deren Edition Eitelberger besorgte; es sind dies die monographischen Arbeiten Thausings über Jacques Callot und Albrecht Dürer; es sind dies die Forschungen über die Wiener Genesis von Wickhoff, die über die spätrömische Kunstindustrie von Riegl sowie dessen Buch über das holländische Gruppenporträt; es sind dies Riegls Gedanken über die Prinzipien der praktischen Denkmalpflege, die Dvorak fortgeführt hat, und es sind Dvoraks Vorlesungen, die unter dem Titel „Kunstgeschichte als Geistesgeschichte“ erschienen sind. Schließlich waren es die Forschungsergebnisse Julius von Schlossers, die gewiss noch lange auf jedem kunsthistorischen Bücherregal griffbereit stehen werden: Ich meine sein Handbuch über die Kunstliteratur vom 14. bis 18. Jahrhundert. Dazu kommen sein Buch über die Kunst- und Wunderkammer auf Schloss Ambras und der durchaus programmatische Rückblick auf das erste Jahrhundert Wiener Gelehrsamkeit, von dem diese Zusammenfassung ausging. Mit dieser wissenschaftshistorischen Broschüre war die Wiener Schule endgültig etabliert; die Streitigkeiten darüber konnten beginnen, was sie zur Schule macht und wer alles dazu gehört. Bereits drei Jahre zuvor hatten sich einige Schüler in einem eigenen, 1931 gegründeten Jahrbuch, den „Kunstwissenschaftlichen Forschungen“, zu Wort gemeldet. Nicht zuletzt durch Walter Benjamins scharfe Zurückweisung der Trennung einer strengen von einer lediglich archivarischen Kunstwissenschaft erlangten die „Kunstwissenschaftlichen Forschungen“ keineswegs berüchtigten Ruhm. Dokumentierten Sedlmayrs Vorstellungen über zwei Teile einer einzigen Wissenschaft doch einen internen Widerspruchsgeist, der den Paradigmata der Wiener Schule kaum weniger scharf widersprach als Josef Strzygowskis Wahn, der anscheinend ultramontanen Wiener Kunstgeschichtsforschung eine Weltkunstgeschichte entgegenstellen zu müssen, die von Jahr zu Jahr immer dogmatischer eingeordnet wurde.

Schülerschaften und deren erste Organe, die Schülerfestschriften, sind lediglich erste Elemente, die auf die Spur einer Schule führen können. Denn, um über eine Schule sprechen zu können, müssen die aufgezählten und gewiss

vor. Alois Riegl folgte ihm von 1887 bis 1897 und bekleidete ab 1905 neben der Professur das Amt des Generalkonservators am Amt für Denkmalpflege in Wien. Max Dvorak wurde 1910 der Nachfolger Riegls im Denkmalamt, und Julius von Schlosser war zugleich Direktor der Sammlung für Plastik und Kunstgewerbe am Kunsthistorischen Museum in Wien.

noch einige Kriterien mehr erfüllt werden, an die allerdings selbst im Falle der Wiener Schule in jüngster Zeit und in den jüngsten Sammelbänden zur Geschichte des Faches Kunstgeschichte nicht immer gedacht wird.²² Dies verwundert umso mehr, als doch die Kunstgeschichte das Fach sein müsste, das neben der Philosophie über die meisten Erfahrungen und Erkenntnisse über akademische Schulen verfügt. Wer handelt denn über die Hofschule Karls des Großen, über die Schulen von Metz, von Tours und von Reims, wenn es um die Buchmalerei geht, über die Schule von Fontainebleau, wenn es um Franz I., das 16. Jahrhundert, den Manierismus geht, über die *École de Barbizon* und die *École de Paris*, und wenn es um Neo Rauch und die Maler geht, bei denen dieser in Leipzig gelernt hat, – wer handelt nicht darüber, wenn nicht die Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker? Allenfalls Helmut Schmidt, der jedoch anlässlich des Todes von Bernhard Heisig dessen Zugehörigkeit zur Leipziger Schule aus nahe liegenden politischen Gründen in Frage gestellt hat!

3. „Die ungezählten, vergessenen oder verdrängten Schulen der Kunst und der Kunstgeschichte“

Damit bin ich bei meinem letzten Abschnitt und auch am Schluss, der ein Anfang sein kann. Der Hund beißt sich also in den Schwanz! Dafür kehre ich

²² 1966 hat Udo Kultermann den Terminus ‚Berliner Schule‘ eingeführt und die Arbeiten von Carl Friedrich von Rumohr, Franz Kugler, Gustav Friedrich Waagen, Heinrich Gustav Hotho und Carl Schnaase darunter subsumiert. Den Begriff der ‚Wiener Schule‘ hat er aus der Literatur seit Julius von Schlosser übernommen. Beide hat er in eigenen Kapiteln beschrieben, ohne den Terminus zu diskutieren. Vgl. Udo KULTERMANN, *Geschichte der Kunstgeschichte. Der Weg einer Wissenschaft*. Wien, Düsseldorf 1966, S. 161-174 und S. 278-302. Neuerdings wird der Begriff der ‚Berliner Schule‘ unkritisch übernommen, jedoch der der ‚Wiener Schule‘ ohne Diskussion fallengelassen. Vgl. Ulrich PFISTERER (Hg.), *Klassiker der Kunstgeschichte. Von Winckelmann bis Warburg*. Band I. München 2007. Darin finden sich die Aufsätze von Gabriele BICKENDORF über „Die ‚Berliner Schule‘: Carl Friedrich von Rumohr (1785-1843), Gustav Friedrich Waagen (1794-1868), Carl Schnaase (1798-1975) und Franz Kugler (1808-1858)“, von Matthew RAMPLEY über „Alois Riegl (1858-1905)“, von Michael THIMANN über „Julius von Schlosser (1866-1938)“ und von Hans H. AURENHAMMER über „Max Dvorak (1874-1921)“. Vgl. auch Gabriele BICKENDORF, *The Berlin School and the Republic of Letters*. In: Roland RECHT u.a. (Hg.) *Histoire de l'histoire de l'art en France au XIXe siècle*. Paris 2008, S. 35-46. Marc SCHALENBERG, ‚Berliner Schule‘: Kontexte der Konstituierung der Kunstgeschichte, ca. 1820-1860. In: Wojciech BALUS und Joanna WOLANSKA (Hg.), *Die Etablierung und Entwicklung des Faches Kunstgeschichte in Deutschland, Polen und Mitteleuropa (anlässlich des 125jährigen Gründungsjubiläums des ersten Lehrstuhls für Kunstgeschichte in Polen)*. Warszawa 2010, S. 105-117.

noch einmal kurz zum Thema Schülerschaft, zu einer ganz bestimmten Schülerfestschrift und zu einem Kunsthistoriker zurück, dessen Name im Kontext von Adolph Goldschmidt bereits fiel: Hans Kauffmann, von 1935 bis 1965 Ordinarius zuerst in Köln und dann in Westberlin. 1966 feierte er seinen 70. Geburtstag. Zwei Jahre später – 1968 – überreichten ihm seine Schüler eine Festschrift unter dem ebenso hochgelehrten wie tiefstapelnden Titel „Munuscula discipulorum“, – also: Schüler-Geschenkchen. Den alles andere als schmalen Band leiteten die Herausgeber Tilmann Buddensieg und Matthias Winner mit der Erinnerung daran ein, dass Kauffmann niemals gewünscht habe, Schüler heranzuziehen und demnach eine Schülerfestschrift gewiss auch verabscheue. Sie erläuterten nicht, was Kauffmann im Gegensatz etwa zu Jantzen dazu bewogen hat. Doch gibt das Datum 1968 einen Hinweis darauf, dass Kauffmann einerseits darauf bedacht gewesen sein muss, selbständige Wissenschaftler aus dem Studium zu entlassen, und sich andererseits wohl der Kehrseiten der bis dahin hoch gehaltenen Schülerschaften sehr bewusst war. Corps- und Gefolgschaftsgeist, Schülerschwätz und Richtungsgezänk, Trägheit und Müdigkeit können sich, wie wir alle wissen, auch in die besten Schulen einschleichen.

An beiden Seiten der Medaille interessiert, würde ich daher gern wissen, was aus den vielen künstlerischen Schulen geworden ist, die unsere Kunstgeschichte seit der Mitte des 17. bis ins späte 19. Jahrhundert gefüllt haben: wo ist römische und toskanische Schule geblieben, in wie viele Künstler wurden die neapolitanische und venezianische Schule aufgelöst, welche Gemälde werden heute noch allein als bolognesisch und welche als umbrisch ausgegeben, wie steht es um die holländische, flämische, spanische, deutsche Schule? Als Ordnungskategorien einer jungen, kennerschaftlichen Kunsthistoriographie und Museologie des 18. und 19. Jahrhunderts werden sie von den die Ordnung so liebenden Wissenschaftshistorikern zwar diskutiert. Doch überlesen diese dabei, was Luigi Lanzi und viele andere Autoren mit den Schulen assoziiert und beschrieben haben: Auslese und Förderung von Talenten nämlich, Entwickeln und Feilen an ganz bestimmten Methoden, Schüren der Phantasie, Pflege eines wiedererkennbaren Stils bei Wahrung einer Vielfalt an Formen und Motiven, schließlich das Werben um äußere Anerkennung sowie das Wissen um die eigenen Verdienste und einen ganz bestimmten Rang in der Hierarchie der verschiedenen Schulen.²³

Auf dem Weg dahin bin ich an einem Gemälde hängen geblieben, auf das nun während des ganzen Vortrags gewartet werden musste. Dabei hat sich

²³ Luigi Antonio LANZI, *Storia pittorica della Italia Inferiore, o sia delle scuole Fiorentina, Senese, Romana, Napolitana, compendiata e ridotta al metodo*. Firenze 1792.

wohl so mancher gedacht: Da steht doch ein Kunsthistoriker, redet über Schüler, Schülerschaft und über die Schulen überhaupt, zeigt auch ganz nett zusammenmontierte Bilder, Folien, wie man sie heutzutage nennt. Dabei kommt er aber nicht auf die eine, einzigartige Komposition zu sprechen, die allen Kunstfreunden sofort vor Augen steht, wenn es um Schüler, Schülerschaft und Schulen geht. Es ist nicht das Erinnerungsfoto an die eigene Schulzeit, es ist auch nicht das Bild der dörflichen Schulklasse aus der Nationalgalerie in Berlin, es ist eines der zahllosen Bilder im Vatikan und zwar in den Stanzen des Raffael, wie die Privatgemächer Julius II. heute genannt werden. Und es ist das wandfüllende Fresko ‚Die Schule von Athen‘. In dessen Zentrum stehen miteinander redend die beiden großen Philosophen, die bis heute als Gegenspieler betrachtet werden: Platon und Aristoteles. Und doch kann der eine ohne den anderen wohl nicht sein. Müsste eine Abhandlung über akademische Schüler, Schülerschaft und Schulen, eine kunsthistorische Abhandlung zumal, nicht von diesem Bild ausgehen?

Ich verrate gern, weshalb ich es nicht getan habe. Zu lange suchte ich nämlich nach einer Antwort auf die Frage, warum das weltbekannte Bild so und nicht anders heißt, nachdem ich vom nunmehr fünfhundertjährigen Giorgio Vasari erfahren hatte, dass er es wohl beschrieben, aber keinen Namen für das Werk hatte. Erst mehr als ein Jahrhundert, nachdem es vom Künstler geschaffen und mehr als ein halbes Jahrhundert nachdem es von Vasari beschrieben worden war, wurde es 1638 von Gaspare Celio, einem Maler aus Parma und Verfasser eines Reiseführers durch Rom, schließlich „La Scuola d’Atene“ genannt. Zweieinhalb Jahrzehnte später wurde es von Fréart de Chambray in „Le Gymnase ou l’Académie des Philosophes d’Athènes“ umgetauft. Das war nicht allzu lang nach der Zeit der Gründung der Académie Royale des Beaux Arts zu Paris. Doch nicht zuletzt aufgrund einer ähnlichen Komposition im Escorial hat sich dann doch der Name „Die Schule von Athen“ eingebürgert. Weil diese schlichten Daten sich nicht in den Raffael-Monographien, sondern in einem Aufsatz von Elizabeth McGrath über Bildtitel im allgemeinen finden,²⁴ kostete die Recherche danach ungewohnt viel Zeit. Noch sehr viel länger werde ich jedoch brauchen, bis ich den Begriff der Schule mit dem Typus der jeweils zwei charismatischen Figuren verbunden haben werde. Sie – zwei starke Persönlichkeiten – haben offenbar vor der Epoche der großen Schulen und vor der Epoche der großen Akademien die Schulen geprägt und werden sie hoffentlich in Zukunft weiter prägen. Bei Raffael sind es Platon und

²⁴ Elizabeth McGRATH, Von den ‚Erdbeeren‘ bis zur ‚Schule von Athen‘. Titel und Beschriftungen von Kunstwerken der Renaissance. In: Carlo GINZBURG, Die Venus von Giorgione. Berlin 1998, S. 117-188 (Vorträge aus dem Warburg-Haus 2).

Aristoteles, bei den modernen Schulen sind es eigenartigerweise ebenfalls immer wieder zwei, wenn auch nicht ganz so große Figuren: Theodor Wieselndgrund Adorno und Max Horckheimer, Roman Jacobson und Nikolai Trubetzkoy, Hans Robert Jauss und Wolfgang Iser, Hans Ulrich Wehler und Jürgen Kocka und, wie ausgeführt, Franz Wickhoff und Alois Riegl, Max Dvorak und Josef Strzygowski und – ob wir wollen oder nicht – erneut Josef Strzygowski und Julius von Schlosser.

Bisher veröffentlichte Universitätsreden

- 1 *Joseph Gantner*, Leonardo da Vinci (1953)

Neue Serie

- 13 *Johann Paul Bauer*, Universität und Gesellschaft (1981)
Ernst E. Boesch, Von der Handlungstheorie zur Kulturpsychologie – Abschiedsvorlesung von der Philosophischen Fakultät (1983)
- 14 *Hermann Josef Haas*, Medizin – eine naturwissenschaftliche Disziplin? (1983)
- 15 *Werner Nachtigall*, Biologische Grundlagenforschung (1983)
- 16 *Kuno Lorenz*, Philosophie – eine Wissenschaft? (1985)
- 17 *Wilfried Fiedler*, Die Verrechtlichung als Weg oder Irrweg der Europäischen Integration (1986)
- 18 *Ernest Zahn*, Die Niederländer, die Deutschen – ihre Geschichte und ihre politische Kultur (1986)
- 19 *Axel Buchter*, Perspektiven der Arbeitsmedizin zwischen Klinik, Technik und Umwelt (1986)
- 20 Reden anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrensensors an Herrn Ernst Haaf und Herrn Dr. Wolfgang Kühborth (1987)
- 21 *Pierre Deyon*, Le bilinguisme en Alsace (1987)
- 22 *Jacques Mallet*, Vers une Communauté Européenne de la Technologie
Rainer Hudemann, Sicherheitspolitik oder Völkerverständigung? (1987)
- 23 *Andrea Romano*, Der lange Weg Italiens in die Demokratie und den Fortschritt
Rainer Hudemann, Von der Resistenza zur Rekonstruktion
Helene Harth, Deutsch-italienische Literaturbeziehungen (1987)
- 24 *Alfred Herrhausen*, Macht der Banken (1987)
- 25 *Gerhard Schmidt-Henkel*, „Die Wirkliche Welt ist in Wahrheit nur die Karikatur unserer großen Romane“ – über die Realität literarischer Fiktion und die Fiktionalität unserer Realitätswahrnehmungen (1995)
- 26 *Heike Jung*, Johann Paul Bauer, Problemkreis AIDS – seine juristischen Dimensionen (1988)
- 27 *Horst Albach*, Praxisorientierte Unternehmenstheorie und theoriegeleitete Unternehmenspraxis (1987)
- 28 Reden und Vorträge aus Anlass der Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Bischof Monseñor Leonidas E. Proaño (1988)
- 29 Jubiläumssymposium zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Martin Schrenk und zum 15jährigen Bestehen des Instituts für Klinische Psychotherapie (1988)
- 30 *Hermann Krings*, Universität im Wandel: „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ (Heraklit) (1988)
- 31 *Wolfgang J. Mommsen*, Max Weber und die moderne Geschichtswissenschaft (1989)

- 32 *Günter Hotz*, Algorithmen, Sprachen und Komplexität (1990)
- 33 *Michael Veith*, Chemische Fragestellungen: Metallatome als Bausteine von Molekülen (1992)
- 34 *Torsten Stein*, Was wird aus Europa? (1992)
- 35 *Jörg K. Hoensch*, Auflösung – Zerfall – Bürgerkrieg: Die historischen Wurzeln des neuen Nationalismus in Osteuropa (1993)
- 36 *Christa Sauer/Johann Marte/Pierre Béhar*, Österreich, Deutschland und Europa (1994)
- 37 Reden aus Anlass der Verabschiedung von Altpräsident Richard Johannes Meiser (1994)
- 38 *Karl Ferdinand Werner*, Marc Bloch und die Anfänge einer europäischen Geschichtsforschung (1995)
- 39 Hartmann Schedels Weltchronik, Eine Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek Saarbrücken (1995)
- 40 *Hans F. Zacher*, Zur forschungspolitischen Situation am Ende des Jahres 1994 (1995)
- 41 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Fred Oberhauser (1997)
- 42 *Klaus Martin Girardet*, Warum noch 'Geschichte' am Ende des 20. Jahrhunderts? Antworten aus althistorischer Perspektive (1998)
- 43 *Klaus Flink*, Die Mär vom Ackerbürger. Feld- und Waldwirtschaft im spätmittelalterlichen Alltag rheinischer Städte (1998)
- 44 Ehrenpromotion, Doktor der Naturwissenschaften, von Henri Bouas-Laurent (1999)
- 45 *Rosmarie Beier*, Menschenbilder. Körperbilder. Prometheus. Ausstellungen im kulturwissenschaftlichen Kontext (1999)
- 46 *Erika Fischer-Lichte*, Theater als Modell für eine performative Kultur (2000)
- 47 *Klaus Martin Girardet*, 50 Jahre „Alte Geschichte“ an der Universität des Saarlandes (2000)
- 48 Philosophie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2000)
- 49 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. phil. Jörg K. Hoensch (2001)
- 50 Evangelische Theologie in Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2002)
- 51 *Franz Irsigler*, Was machte eine mittelalterliche Siedlung zur Stadt? (2003)
- 52 Ehrenpromotion, Doctor philosophiae honoris causa, von Günther Patzig (2003)
- 53 Germanistik im interdisziplinären Gespräch. Reden und Vorträge beim Abschiedskolloquium für Karl Richter (2003)
- 54 Allem Abschied voran. Reden und Vorträge anlässlich der Feier des 65. Geburtstages von Gerhard Sauder (2004)
- 55 Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. jur. Dr. h.c. mult. Alessandro Baratta (2004)
- 56 Gedenkfeier für Bischof Prof. Lic. theol. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Gert Hummel (2004)
- 57 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jan Lichardus (2005)
- 58 Akademische Gedenkfeier für Prof. Dr. Richard van Dülmen (2005)
- 59 *Klaus Martin Girardet*, Das Neue Europa und seine Alte Geschichte (2005)

- 60 Psychologie der Kognition. Reden und Vorträge anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Werner H. Tack (2005)
- 61 *Alberto Gil*, Rhetorik und Demut, Ein Grundsatzpapier zum Rednerethos, Vortrag zur Eröffnung des Workshops „Kommunikation und Menschenführung“ im Starterzentrum (2005)
- 62 Oft gescholten, doch nie zum Schweigen gebracht. Treffen zum Dienstende von Stefan Hüfner (2006)
- 63 Theologische Perspektiven aus Saarbrücken, Antrittsvorlesungen (2006)
- 64 Germanistisches Kolloquium zum 80. Geburtstag von Gerhard Schmidt-Henkel (2006)
- 65 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wegener (2006)
- 66 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Jürgen Domes (2006)
- 67 *Gerhard Sauder*, Gegen Aufklärung? (2007)
- 68 50 Jahre Augenheilkunde an der Universität des Saarlandes 1955–2005 (2007)
- 69 *Elmar Wadle*, Urheberrecht zwischen Gestern und Morgen – Anmerkungen eines Rechtshistorikers (2007)
- 70 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Rudolf Richter (2007)
- 71 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Bernhard Aubin (2007)
- 72 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Gerhard Lüke (2007)
- 73 Dokumentationsziele und Aspekte der Bewertung in Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen. Beiträge zur Frühjahrstagung der Fachgruppe 8 – Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen – des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare (2007)
- 74 Gemeinsame anglistisch-germanistische Antrittsvorlesung von Ralf Bogner und Joachim Frenk. Geschichtsklitterung oder Was ihr wollt. Fischart und Shakespeare schreiben im frühneuzeitlichen Europa (2007)
- 75 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Wolfgang Haubrichs (2008)
- 76 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. h.c. Peter Grünberg (2008)
- 77 *Michael McCormick*, Karl der Große und die Vulkane. Naturwissenschaften, Klimageschichte und Frühmittelalterforschung (2008)
- 78 Gedenkfeier für Universitätsprofessor und Ehrensenator Dr. Günther Jahr (2008)
- 79 *Heike Jung*, Das kriminalpolitische Manifest von Jean-Paul Marat (2009)
- 80 Quo vadis, Erziehungswissenschaft? Ansätze zur Überwindung der Kluft zwischen Theorie und Praxis. Podiumsdiskussion anlässlich der Emeritierung von Herrn Universitäts-Professor Dr. phil. Peter Strittmatter (2009)
- 81 1983-2008. 25 Jahre Partnerschaft Universität des Saarlandes – Staatliche Ivane-Iavachischvili-Universität Tbilissi / Tiflis (Georgien) (2009)

Erschienen im Universitätsverlag des Saarlandes

- 82 Festakt anlässlich des 65. Geburtstages von Lutz Götze mit seiner Abschiedsvorlesung „Von Humboldt lernen“ (2011)
- 83 Akademische Feier anlässlich des 65. Geburtstages von Manfred Schmeling (2011)

- 84 10 Jahre Historisch orientierte Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes (2011)
- 85 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I Geschichts- und Kulturwissenschaften an Dieter R. Bauer, Leiter des Referats Geschichteder Akademie der Diözese Rottenburg–Stuttgart (2008)
- 86 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gonthier-Louis Fink 9. Februar 2010
- 87 Akademische Gedenkfeier für Universitätsprofessor Dr. Dr. h.c. mult. Günter Wöhe 7. Januar 2009
- 88 Gelehrte am Rande des Abgrunds: Über Professoren in Literatur und Film Antrittsvorlesung von Christiane Solte-Gresser Lehrstuhl für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft Fachrichtung 4.1. Germanistik am 31. Januar 2011
- 89 Griechen und Europa Die große Herausforderung der Freiheit im fünften Jahrhundert v. Chr. Europavortrag von Christian Meier am 20. Januar 2010
- 90 30 Jahre Partnerschaft St.-Kliment-Ochridski-Universität Sofia Universität des Saarlandes. Beiträge zum Festakt in Saarbrücken 7. Dezember 2010
- 91 Akademische Feier zur Verabschiedung von Herrn Universitätsprofessor Dr. Hartmut Bieg am 25. Januar 2010
- 92 Akademische Feier zum 80. Geburtstag von Herrn Dr. Dr. h.c. Heinz Müller-Dietz am 15. November 2011

